



Univ. Doz. Dr. Dipl.-Soz. Beate Littig

Soziologin

am Institut für Höhere Studien (IHS)

Die Soziologie ist in Österreich aus der Mode gekommen, in Deutschland sieht das etwas anders aus. Beate Littig weiß das, sie ist in Deutschland aufgewachsen und dort als Soziologin ungewöhnlich ins Berufsleben gestartet. Heute blickt sie auf eine ansonsten klassische, wissenschaftliche Karriere zurück. Sie leitet das Departement für Soziologie am Institut für Hö-

*here Studien (IHS) in Wien und legt in ihrer Forschung einen Schwerpunkt auf Gender Studies, qualitative Forschungsmethoden, Technik-, Umwelt- und Arbeitssoziologie. Als Arbeitssoziologin reflektiert sie über die Berufswelt und den Arbeitsmarkt, gerne auch beim Joggen. In der Lehre und bei Konferenzen „redet sie viel“. Auch dem **NEWSletter Berufsinformation** hat sie einiges erzählt, etwa über die Grenzen von Arbeit und Freizeit, ihre Haltung zur Bologna-Reform und über die Gradwanderung von breiter und spezialisierter Ausbildung.*

NEWSletter-Redaktion: Sie sind Soziologin. Wie beschreiben Sie Ihren Beruf?

Beate Littig: Beruflich bezeichne ich mich als Wissenschaftlerin. Ich arbeite an einem wissenschaftlichen Institut, an dem ich Forschungsprojekte durchführe und Studierende unterrichte. Ich schreibe Bücher, Artikel und Forschungsberichte. Auch wenn ich Interviews führe, so wie Sie jetzt, produziere Texte, die ich anschließend interpretiere. Ich produziere also viel Papier mit Unterstützung von Computer und Drucker. Ich mache oft ethnografische Studien, und suche dafür die Leute auf über die oder von denen ich etwas wissen will. Ich befrage und beobachte sie, nehme Teil an dem, was sie tun. Ich arbeite an einem Institut, das ein Interesse daran hat, dass die Forschungsergebnisse einer interessierten Öffentlichkeit präsentiert werden. Und deshalb rede ich viel (lacht). Und das in unterschiedlichen Kontexten. Ich halte zum Beispiel Vorträge auf Konferenzen, diskutiere dort Ergebnisse. Ich rede auch bei politischen Veranstaltungen und Podiumsdiskussionen. Der dritte große Bereich, in dem ich zu Wort komme, ist die Lehre. Dort trage ich vor, moderiere Seminare. Ich denke damit besitze ich ein klassisches Profil einer Soziologin,

die den Großteil ihres beruflichen Lebens im wissenschaftlichen Kontext verbracht hat.

NEWSletter-Redaktion: Wie sieht Ihr Arbeitsalltag aus?

Beate Littig: Ich habe das Glück, dass ich mir weitgehend aussuchen kann, wo und wann ich arbeite. Die Hälfte der Arbeitswoche bin ich in meinem Büro. Die andere Hälfte verbringe ich in Hörsälen, Seminarräumen und an Orten, an denen ich forsche. Wir arbeiten gerade an einem Projekt, in dem es um Pflege geht und dafür bewege ich mich in Pflegeheimen und Krankenhäusern. Ich arbeite aber auch zu Hause, weil es dort ruhiger ist. Dadurch, dass ich keine Familie habe, um die ich mich kümmern müsste, ist es mir oft angenehmer zu Hause zu arbeiten. Auch die Arbeitszeit kann ich mir einteilen. Es gibt Wochen, da wird die Arbeit nur durch Essen und Schlafen unterbrochen. Dann gibt es wiederum Wochen, die sich lockerer gestalten. Solche Erholungsphasen sind notwendig, um wieder zur Ruhe zukommen.

Die Forschung ist auch eine Form von kreativer Arbeit, in der man Ideen entwickeln und dafür

nachdenken muss. Nachdenken kann man nur in einer Umgebung, die dem förderlich ist. Es kommt vor, dass mir eine Idee plötzlich dann in den Kopf schießt, wenn ich gerade jogge oder Fahrrad fahre. Die Grenzen zwischen Freizeit und Beruf verschwimmen. Das hat den Nachteil, dass man eigentlich fast immer arbeitet und es weniger Bereiche gibt, die frei von Arbeit sind. Auch wenn ich privat verreise, werfe ich fast immer einen Blick in meine E-Mails, damit sich nach dem Urlaub nicht zu viel aufstaut.

NEWSletter-Redaktion: *Als Arbeitssoziologin befassen Sie sich vermutlich selbst mit diesem Phänomen.*

Beate Littig: Ja. Die neuen Medien haben ihren Pferdefuß. Sie ermöglichen Flexibilität und Freiräume, sie schränken dafür die Möglichkeiten ein, sich wirklich zu erholen. Gerade diese ungeplante Freizeit – die Muße – fördert die Kreativität in der Arbeit. Bewegung ist da besonders günstig, die schafft Raum für Gedanken. Durch den monotonen Rhythmus beim Laufen beispielsweise kann ich mich gut konzentrieren. Sitzen finde ich dafür gar nicht so förderlich.

NEWSletter-Redaktion: *Ist es für den kreativen Schaffensprozess ein Vor- oder ein Nachteil, dass Sie alleine im Büro sitzen?*

Beate Littig: In der Regel ist meine Tür geöffnet und dann schaut regelmäßig jemand bei mir vorbei. Wenn die Tür zu ist, bin ich nicht da oder möchte nicht gestört werden. Ich möchte weder in einem Großraumbüro arbeiten, noch in einem mit durchsichtigen Wänden. Nachdem ich Arbeit mit nach Hause nehme, muss ich auch Privates ins Büro mitnehmen und deshalb benötige ich hier einen Rückzugsort. Ich arbeite viel im Team, weil ich in größeren Projektzusammenhängen stehe, in denen ich mich mit anderen austauschen muss. Als Abteilungsleiterin muss ich auch die Möglichkeit haben, einzeln mit Leuten ungestört reden zu können.

NEWSletter-Redaktion: *Wieso sind Sie überhaupt Soziologin geworden?*

Beate Littig: Bei mir gibt es da eine Vorgeschichte. Ich war ab dem Alter von 14 oder 15 Jahren in politisch-kritische Diskussionsprozesse der evangelischen Jugend- und Erwachsenenbildung eingebunden. In diesem Kontext bin ich mit der Kritischen Theorie (Anm.: eine Soziologische Theorie) politisch sozialisiert worden und von da an bestand meine Berufsvorstellung früh darin, Soziologin zu werden. Ich wollte wissen, wie Gesellschaft funktioniert und ich wollte sie auch verändern. Ich habe mich in der Friedens- und Anti-AKW-Bewegung engagiert und mich mit der sogenannten dritten Welt befasst. Das hat dazu geführt, dass ich später in Göttingen, Hamburg und Berlin Soziologie studiert habe und danach bin ich überraschenderweise nicht in einer der evangelischen Akademien – die sind für Soziologen in Deutschland wichtige Arbeitgeber – gelandet, sondern im strategischen Management von Daimler-Benz. Die hatten eine bunte Forschungsgruppe, von Geografen, über Ökonomen bis hin zu Psychologen.

NEWSletter-Redaktion: *Und wieso haben die Sie geholt?*

Beate Littig: Daimler-Benz hat damals Frauen gesucht, die Sozialwissenschaftlerinnen sind. Diese Arbeit befand sich in Berlin, wo ich damals auch gelebt habe und so habe ich in der Industrie gearbeitet, für eine Soziologin ist das eher ungewöhnlich. Meine Aufgabe bestand dort darin, sozialwissenschaftliche Erkenntnisse auf die Belange eines riesigen Konzerns zu übersetzen. Damals betraf das Themen wie die Debatte über den Wertewandel und die so genannte Freizeitgesellschaft. Ein Beispiel: Wenn ich davon ausgehe, dass Menschen aufgrund der zunehmenden Freizeit öfters surfen gehen, dann muss Daimler-Benz Autos produzieren, in die Surfbretter hineinpassen. Ich habe mich dort ebenso mit dem Thema Frauen und Autos beschäftigt. Wir haben bereits damals darüber diskutiert, ob Daimler-Benz – aufgrund des zunehmenden Umweltschutzes – ein Geschäftsfeld einrichten sollte, in dem Autos nicht verkauft, sondern vermietet werden. Heute ist das gang und gäbe. Diese Arbeit war sehr spannend aber auch herausfordernd. Dort musste ich eine These auf ein bis zwei Seiten

schreiben: „So ist es!“ Auf der Universität wurde ich aber anders sozialisiert, nämlich dazu, seitenweise verschiedene Argumentationen darzulegen.

NEWSletter-Redaktion: *Wie sind Sie nach Österreich gekommen?*

Beate Littig: Ich habe bei Daimler-Benz aus privaten Gründen gekündigt und bin nach Österreich gezogen. Danach habe ich hier am IHS mit der postgradualen Ausbildung begonnen, promoviert und zunächst als Projektmitarbeiterin Teilzeit gearbeitet. Später habe ich angefangen zu lehren, und seit 2005 bin ich Leiterin der Soziologieabteilung und habe als weiteren Schritt habilitiert. Damit habe ich einen Weg eingeschlagen, den ich vorher nicht geplant hatte, da hat sich eins nach dem anderen ergeben.

NEWSletter-Redaktion: *Welche persönlichen Anforderungen werden an Personen gestellt, die Soziologen/Soziologinnen sein möchten?*

Beate Littig: Um den Beruf auszuüben, braucht es eine Neugierde an Themen. Man benötigt Durchhaltevermögen und Disziplin, weil es oft dauert, bis man Dingen auf die Spur kommt, sie wirklich verstanden hat. Ich glaube man muss sowohl in der Lehre, als auch in der Forschung gut kommunizieren können. Weiters braucht man Flexibilität. Es gibt Moden innerhalb der Wissenschaft, Themen die gehypt werden und mit denen müssen wir uns befassen. Das was als lebenslanges Lernen propagiert wird, ist dem Job als WissenschaftlerIn anhaftend, weil man ständig mit neuen Sachen konfrontiert wird. Man kann sich kaum auf eine Thematik versteifen. Das geht schon alleine deshalb nicht, weil Forschungsprojekte sonst nur schwer zu finanzieren sind. Das ist eine Gradwanderung zwischen Tiefe und Breite, sich zu spezialisieren und trotzdem den Überblick zu bewahren.

NEWSletter-Redaktion: *Sie unterrichten in der akademischen Lehre. Welche technischen*

Hilfsmittel und didaktischen Methoden verwenden Sie?

Beate Littig: In der Vorlesung rede ich, da kann nachgefragt werden. An Medien benutze ich, was es üblicherweise gibt. Manchmal verzichte ich auf Folien, weil es dazu führt, dass die Leute nur noch darauf schauen, ohne sich mit dem Thema intensiver auseinanderzusetzen. Folien bringen ja nur die Schlaglichter auf den Punkt. In Seminaren verfolge ich einen dialogischen Ansatz, da verstehe ich mich eher als Moderatorin. Das kommt daher, dass ich eine zusätzliche Qualifikation als sokratische Gesprächsleiterin besitze. Das ist eine Methode der systematischen Dialoggestaltung, die die wechselseitige Verständigung in den Fokus rückt. Ich versuche dabei einen Bezug zur Erfahrungswelt der Studierenden herzustellen. Dadurch merken sie sich die Inhalte besser. Ich arbeite auch lieber zunächst mit Kleingruppen, weil dort mehr Personen zu Wort kommen. Es gibt aber kein Rezeptwissen, auch nicht bei den Methoden.

NEWSletter-Redaktion: *Apropos Methoden: Auf der einen Seite die universitäre Arbeit nach wissenschaftlichen Regeln, auf der anderen Seite die Anwendungsbereiche, in denen diese Regeln nicht so streng verfolgt werden.*

Beate Littig: Ja. Es ist so, dass es gute aber leider auch schlechte Forschung gibt. Als Soziologin gibt es da ganz viel Aufklärungsarbeit bei Auftraggebern zu leisten, weil die oft nicht wissen, was es bedeutet ein Interview zu führen. Umso weniger standardisiert ein Interview ist, desto detailreicher ist es. Wenn man Forschung ordentlich betreiben will, ist das eben aufwendig und damit teuer.

NEWSletter-Redaktion: *Sie sprechen die beiden Strömungen an, die es in der Soziologie gibt: Der quantitative Zugang, der mit Fragebögen und Statistik verbunden wird, und der qualitative Ansatz, der stärker in die Tiefe geht.*

Beate Littig: Im Marketingbereich hat man durchaus herausgefunden, dass man detailliertere Kenntnisse über Zielgruppen benötigt, als das standardisierte, quantitative Befragungen

liefern können. Es gibt durchaus Nachfrage nach der Kompetenz im Detail, die durch qualitative Forschung erzeugt wird. Von politischer Seite geht es fast immer um Zahlen und um große Trends. Was diese Zahlen eigentlich aussagen und wie sie zustande gekommen sind, ist das letzte, das hinterfragt wird. Vor einigen Jahren habe ich gedacht, dass sich beide Strömungen wieder versöhnen werden. Im Moment werden die Kriege um die Lehrstühle aber wieder härter und ich denke, dass hat mit der Knappheit der Gelder zu tun. Da findet dann oft eine „Quick-and-dirty“-Version von Wissenschaft statt. Der Druck ist gestiegen, möglichst schnell und billig Ergebnisse zu produzieren. Das geht natürlich zu Lasten der Tiefe. Ich steige nicht auf diesen Methoden-Krieg ein. Ich selber arbeite zu meist in Kontexten, die Fragestellungen sowohl quantitativ als auch qualitativ bearbeiten. Die Linie verläuft denke ich nur auf der oberflächlichen Ebene zwischen Qualität und Quantität der Forschung. Dabei geht es eher um die Auffassung von Wissenschaft. Die hat dann entweder einen positivistischen oder einen konstruktivistisch-interpretativen Hintergrund. Es gibt genügend quantitativ orientierte Forscher, die die Aussagekraft und Grenzen von standardisierten Interviews hinterfragen. Kein Mensch denkt wirklich so, wie er auf Fragen im standardisierten Telefoninterview antwortet. Genauso gibt es Leute, die qualitative Interviews durchführen und die Aussagen der Befragten unkritisch für die eine, richtige Wahrheit halten.

NEWSletter-Redaktion: *Die Soziologie steht im Schatten anderer Wissenschaften, wie etwa der Psychologie. Wie ist das zu erklären?*

Beate Littig: Ich würde sagen, dass das in diesem Ausmaß besonders auf Österreich zutrifft. In Österreich gibt es nach wie vor die Tradition, dass Juristen und Ökonomen in der öffentlichen Verwaltung arbeiten. In Deutschland ist das nach meiner Einschätzung anders, hier zählt dieser Bereich zu den großen Arbeitsbereichen von Soziologen. Generell leben wir in einer Zeit, in der das Individuum ins Zentrum gestellt wird. Selbstoptimierungsstrategien gibt es zu Hauf. Die Psychologie trägt per se dazu bei, weil sie das Individuum im Blick hat, greift

bei vielen Fragestellungen aber kurz. Der ökologische Wandel zum Beispiel, ist bei Leibe nicht durch individuelle Verhaltensänderungen zu erreichen. Da geht es um strukturelle Anreize und politische Entscheidungen. Die Soziologie wirft letztlich den Blick stärker auf solche Dinge, auf soziale Gruppen und Gesellschaften. Die Soziologie ist deshalb aus der Mode gekommen. Sie ist auch nicht so geschickt darin, sich zu vermarkten.

NEWSletter-Redaktion: *Welche Auswirkungen hat dieser Blick auf den Arbeitsmarkt von Soziologen/Soziologinnen?*

In multidisziplinären Forschungen sind Soziologen zunehmend gefragt. Die Soziologie ist zum Beispiel eine Disziplin, die die Diskussion und Entwicklung empirischer Forschungsmethoden ganz stark trägt. Viele von unseren Absolventen arbeiten als Generalisten, quasi als Allrounder, konzeptionieren, organisieren und strukturieren größere Zusammenhänge. Im Master und im Doktorat der Soziologie wird sehr viel Lektüre verlangt, aber auch Texte erfassen, interpretieren und ihre Inhalte darstellen zu können. Bereiche, in denen solche Qualifikationen gefragt sind, bieten auch Beschäftigungsmöglichkeiten für SoziologInnen.

NEWSletter-Redaktion: *Wo arbeiten Soziologen/Soziologinnen?*

Beate Littig: Die Arbeitsplätze für Soziologen in der Wissenschaft sind begrenzt. Dafür bedarf es einer zunehmend höheren Qualifikation und einem Netzwerk, damit man solche Positionen bekommt. Von unseren Abgängern – die haben ein Doktoratsstudium absolviert – kommen etliche in außeruniversitären Forschungsbereichen unter, das Rote Kreuz hat beispielsweise ein Forschungsinstitut. Es gibt eine ganze Reihe von NGOs und Instituten, die Wissenschaft betreiben. Auch in organisatorischen Tätigkeiten finden viele Soziologen Jobs. Das hängt sicher mit der breiten Ausbildung zusammen, die man im Studium erwirbt. In den Ministerien und Kammern finden Soziologen ebenso Arbeit, in privaten Unternehmen dagegen weniger. Das trifft wohl auch auf andere Länder zu. Meine

Tätigkeit bei Daimler-Benz stellt eine Ausnahme dar.

NEWSletter-Redaktion: *Stichwort Spezialisierung, benötigt man die als Soziologie/Soziologin?*

Beate Littig: Ich glaube schon, dass es zunächst Sinn macht, sich auf ein Thema auszurichten, um erstmal den Berufseinstieg zu schaffen. Die heutige „Generation Praktikum“ sollte aber nicht davon ausgehen, dieser Spezialisierung lebenslang nachgehen zu können. Ich habe schon etliche Themenwechsel erlebt und immer wieder neue Schwerpunkte gesetzt. Das verträgt sich mit einer Leitungsfunktion sonst nur schwer. Ich habe meine Spezialgebiete, genauso aber einen Überblick über alles andere. Gerade in Österreich, wo die Ausgaben für Forschung in der Sozialwissenschaft gegenüber Forschungen in der Naturwissenschaft, Technik und Wirtschaftswissenschaft im internationalen Vergleich, so gering ausfallen, kann man es sich nicht leisten, sich vollständig zu spezialisieren. Karrieren sind heute nicht mehr so planbar wie früher und immer mehr Personen wechseln ihren Beruf. Außerdem werden wir älter, arbeiten länger und müssen flexibler agieren. Aus persönlicher Erfahrung weiß ich, dass sich spätestens mit 50 Jahren viele die Frage stellen: „Was mache ich mit meinem restlichen Arbeitsleben?“ Häufig tauchen diese Fragen dann auf, wenn Menschen in Bildungskarenz gehen. AkademikerInnen nehmen sie häufig in Anspruch, bauen sich in dieser Zeit ein zweites Standbein auf und kehren nicht mehr in den alten Beruf zurück.

NEWSletter-Redaktion: *Viele Stelleninserate finden Soziologen/Soziologinnen nach Abschluss ihres Studiums für gewöhnlich nicht vor. Wie suchen die ihren Job?*

Beate Littig: Ich glaube, dass Blindbewerbungen durchaus Sinn machen. Ich kann die Frage nicht generell beantworten. An unserem Institut nehmen wir immer wieder Stipendiaten und Jungwissenschaftler auf, die wir anlernen müssen. Wenn man frisch von der Universität kommt, weiß man nicht, wie der Wissenschaftsbetrieb läuft. Es kommt vor, dass wir Leute als

Praktikanten aufnehmen, die sich weiterentwickeln, einleben und dann einen fixen Posten erhalten. Die Sache mit dem Praktikum ist schon sinnvoll, weil sie den Einstieg in den Beruf erleichtert. Man kann Firmen, NGOs und Einrichtungen abklappern und sich für Praktika anbieten. Das Problem daran ist, dass Praktika oft nicht bezahlt werden. Wir rekrutieren Berufseinsteiger aber auch über unsere Lehrveranstaltungen. Die Schwierigkeit besteht darin, dass es für Soziologen kein klares Berufsprofil wie etwa bei LehrerInnen gibt.

NEWSletter-Redaktion: *Der Anteil an Frauen, die Soziologie studieren, ist relativ hoch. Wie drückt sie das auf Ebene der Lehrenden aus?*

Beate Littig: Das ist schnell beantwortet: So wie überall (lacht). Die Lehrstühle sind fest in männlicher Hand. Das Geschlechterverhältnis ist vielleicht nicht so unausgewogen wie z.B. in der Mathematik. Es gibt Spezialbereiche, in denen Frauen eher unterkommen, letztendlich ist der Anteil in Führungspositionen aber sehr gering.

NEWSletter-Redaktion: *Sie forschen interdisziplinär. Welche Vor- und Nachteile bringt das mit sich?*

Beate Littig: Ich würde sagen, dass vieles davon, das sich interdisziplinär nennt, eigentlich multidisziplinärer Forschung entspricht. Interdisziplinär bedeutet, dass sich Disziplinen wirklich verschränken, Grenzen aufgeweicht werden. Darauf müsste man bereits in der Ausbildung vorbereitet werden und vertiefte Kenntnisse anderer Disziplinen erwerben. Das habe ich selten erlebt. Häufiger ist es so, dass Disziplinen zusammenarbeiten und ein Phänomen aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten. Ich habe an vielen solcher Forschungsprojekte mitgearbeitet. Das funktioniert auch relativ gut, weil man sich nicht so sehr ins Gehege kommt. Ich glaube, dass das für Forschungen, die komplexe Probleme bearbeiten, sinnvoll ist. Das ist aber mit großem organisatorischen Aufwand verbunden, man muss sich verstehen, eine Ahnung haben, wovon die anderen reden. Das wird in der Ausbildung überhaupt nicht gefördert. Die Kenntnisse über Teamarbeit und

Social Skills, die vermittelt werden, bleiben häufig an der Oberfläche. Es gibt mittlerweile zunehmend mehr Problemstellungen, an denen möglichst viele Disziplinen beteiligt sind, zum Beispiel die Umweltproblematik, an der wir gearbeitet haben. Da sind Sozialwissenschaften noch immer im Hintertreffen, das wird von anderen Wissenschaften dominiert. Gleichzeitig ist der innerakademische Bereich fast disziplinärer geworden.

NEWSletter-Redaktion: *Muss sich die Soziologie den Vorwurf gefallen lassen, den Universitätslehrplan zu wenig an der Praxis zu orientieren?*

Beate Littig: Wer an Fachhochschulen studiert, wird auf den Arbeitsmarkt vorbereitet. Eine Universität ist aber etwas anderes. Die soll sich nicht nach der Wirtschaft ausrichten, Schulen sollten das ebenso nicht. Diese Forderungen stehen ja im Raum, ich halte dieses Verständnis aber für falsch. Im Universitätsstudium erfährt man eine breitere Grundausbildung, als das in Fachhochschulen üblich ist. Damit erwirbt man auch Kompetenzen, die in Verbindung mit der eigenen persönlichen Entwicklung stehen. Das kann sich nicht auf spezifische Segmente des Arbeitsmarkts ausrichten. Das entspricht einem zutiefst humanistischen Bildungsideal. Vielleicht ist das altmodisch, ich halte das aber hoch. Auch deshalb, weil ich es für einen Motor von Innovation halte. Innovationen benötigen eine gewisse Breite der Perspektive.

NEWSletter-Redaktion: *Inwiefern hat der Bologna-Prozess Ausbildung und Arbeitsmarkt für Soziologen/Soziologinnen verändert?*

Beate Littig: Die Bologna-Reform erlebe ich als Verschulung der Lehre. Das nimmt der Soziologie ihre Besonderheit. Für den Anfang des Studiums ist Raum für breitere Diskussionen, die Auswahl an Themen und die Entwicklung eines eigenen Profils genommen worden. Eine

Ausbildung zu machen, ist verknüpft mit einer persönlichen Entwicklung. Es ist ja nicht so, dass man den Schädel aufmacht und Wissen hineintrimmt, das dann abrufbar ist. In meinem Studium konnte ich meine Inhalte frei gestalten. Im Sinne der Bildungsfunktion, die ich Universitäten zuschreibe, habe ich das als wichtig empfunden. Ich glaube, dass wir angesichts der Probleme, vor denen wir stehen, das auch im zunehmenden Maße brauchen werden. Durch die Entwicklung einer Reflexions- und Selbstreflexionsfähigkeit, einer allgemeinen Bildung, Einblicken in unterschiedliche Themen, wird das eigene Denken und der Blick über den Tellerrand gefördert. Diese Dinge kommen seit Bologna meines Erachtens nach zu kurz. Alles ist austauschbar, aner kennbar und evaluierbar. Es wurden viele Prozesse in Gang gesetzt, um diese vermeintliche Vergleichbarkeit herzustellen und das geht auf Kosten der Inhalte.

NEWSletter-Redaktion: *Wie sehen sie die Soziologie in der Zukunft?*

Ich bin als Soziologin natürlich voreingenommen, aber ich finde, dass Soziologie ein wichtiges Fach ist. Ich beobachte innerhalb des Faches eine Depolitisierung. Das halte ich für einen großen Fehler. Die Soziologie hat sich früher viel stärker in große politische Diskussionen eingemischt, das passiert heute nur noch selten, etwa in der Frauen- und Umweltforschung. Vielleicht bewirkt die wachsende soziale Ungleichheit eine erneute Politisierung der Soziologie. Soziologische Institute, die sich nur noch als Methodendienstleister verstanden haben, sind mittlerweile geschlossen und durch Methodenkompetenzzentren ersetzt worden. Andere wiederum verlieren den öffentlichen und politischen Anschluss. Das ist fatal, dann ist man nicht mehr wichtig. Da muss sich die Soziologie besinnen und zukünftig mehr in die Öffentlichkeit treten, wenn sie etwas zu sagen hat.

Wir danken für das Gespräch!